

XI.

Die Lebensfrage der Bivivilisation.

II.

Soll der Tumult am 3. August (1835) uns nichts lehren?

Werden wir nichts von ihm lernen? nichts, gar nichts? Hat er etwa nicht deutlich zu uns gesprochen? Oder liegt es an uns, so daß wir uns auf solche Sprache nicht verstehen? Sind wir etwa blind, obgleich wir sehen; taub, obgleich wir hören? Das wäre sehr schlimm.

Eine kurze Frist (1 Monat) ist seit jenem Tage erst verstrichen. „Und du giebst schon die Hoffnung auf, daß andere den Beweis liefern, daß jener Tag für sie ein lehrreicher gewesen?“ Das nicht unbedingt, aber, offen zu bekennen, ich erwarte nicht viel mehr, oder eigentlich gar nichts. Ich glaube meine Zeitgenossen zu kennen. Was ist bis jetzt geschehen?

1) Das Gesetz über Tumulte &c. ist erneuert und geschärft worden. Solches war löblich, heilsam. Den Schlechten muß man Furcht einjagen vor dem Gesetz und seinen Strafen.

2) Der Magistrat hat die guten Bürger dieser Stadt angeredet und sie ermuntert, ihren Gefellen und Lehrburschen die Niederträchtigkeit des Tumultuierens vorzuhalten und sie zu warnen.

Das wird jedermann nur billigen. Dabei hat der Magistrat daran erinnert, daß die Haupt- und Residenzstadt des Staates auch ihre Ehre darin suchen müsse, in Gesittung, Bildung und Betragen die erste der Monarchie zu sein. Ein gewichtiges, inhaltsvolles, schweres Wort!

Aber, fragen wir, was ist weiter noch geschehen? Oder ist das Besagte schon alles? — Es ist alles. Zwar werden die eingezogenen Gassenbuben und ähnliche Leute in den Arresthäusern die „ungebrannte Asche“ kennen gelernt haben, und hoffentlich zeitlebens daran denken; auch wird es nicht an strenger Untersuchung, nicht an diesem und jenem gefehlt haben; darum meine ich, wenn ich sage, daß Obiges alles sei, damit nur das, was jedem zu Ohren gekommen, was öffentlich geworden.

Daß man durch verschärfte Gesetze und gesteigerte Strafen die Menschen nicht umändert, weiß jeder. Der Gesetzgeber ist daran unschuldig. Es ist unmöglich. Daß eine einmalige Ermahnung wohl einem einzelnen Erzeß vorbeugen, aber die Gesinnung einer Masse Volks nicht umgestalten könne, bedarf keines Beweises. Das aber wäre nach meinem Bedünken die Hauptsache. Darauf müßte man ausgehen. Das ist's, was, wenigstens in den Anfängen, wenigstens in den Veranstaltungen hätte erwartet werden können, oder wenigstens jetzt erwartet werden müßte. Soviel ich weiß, ist keine Stimme darüber laut geworden. Der Tumult ist gedämpft, die Schuldigen sind eingezogen und bestraft worden, oder harren ihrer Strafe, alles ist in das gewohnte ruhige Geleise zurückgekehrt, und wir wandern, nach wie vor, ruhig unseres Weges, ein jeder des seinigen.

Verhält es sich also, dann, sage ich, hat uns der letzte 3. August nichts gelehrt, wir haben nichts von ihm gelernt. Nach meinem Bedünken wäre das sehr betäubend.

Ich habe es erwartet, daß alsbald sich mancherlei Stimmen vernehmen lassen würden über dieses Thema. Es ist nicht geschehen. Vielleicht arbeitet man im stillen an einem großen Plane. Es ist möglich, Gott gebe es! Aber diese Möglichkeit ist keine Wahrscheinlichkeit.

Ich will darüber hinweggehen, von wem solches mit Recht zuerst zu erwarten gewesen oder noch zu erwarten wäre. Diese Untersuchung fruchtet nichts. Aber ich meine, es betrifft jeden. Da ein Tumult des Volkes jeden bedroht, und der Unschuldige dabei sein Vermögen, sein Leben einbüßen kann, so giebt dies einem jeden das Recht, zu sagen, was er darüber

denkt. Und für den, welcher darüber ein gutes Wort sagen zu können meint, für den ist es Pflicht.

Diesen Gedanken halte ich mir vor; ja er verfolgt mich. Ich habe mich bemüht, ihn mir aus dem Sinne zu schlagen; vergebens. Ich habe zu mir gesagt: Was geht es dich an? Aber mein Inneres hat Einspruch dagegen gethan. Ich muß mich von den treibenden Gedanken befreien, dadurch, daß ich rede. Ich kann nicht anders. Vielleicht sind es unnütze Gedanken, überflüssige — möglich, daß ich die Sache von schiefer Seite, durchs Vergrößerungsglas ansehe. Vielleicht! Aber womit beschäftigen sich Menschen nicht! Wieviel Zeit, Geld, Papier, Kraft wird verschwendet! Darum wird es auch mir erlaubt sein, ein paar Stunden — zu verschwenden. Es wäre möglich. Denn wer vermag mit Sicherheit zu bestimmen, daß aus seinem Beginnen mit Nothwendigkeit Gutes entstehen werde? Das vermag keiner. Nur für seine Absicht, die Tendenz und den Zweck seines Strebens kann der Mensch eintreten. Dieser Gedanke giebt mir Zuversicht und Kraft, und ich schlage mir störende Nebengedanken aus dem Sinne, namentlich den lähmenden, man werde mir, wenn ich Zustände tadle, die niedrige Absicht zutrauen, einzelne Personen angreifen oder gar schmähen, sie mit Vorwürfen belasten zu wollen. Davor schützt mich schon meine Überzeugung, daß die Mängel unseres Lebens in der bisherigen Entwicklung liegen, nicht in den Personen. Wohlan!

Ich frage zuerst:

Was hat der 3. August dieses Jahres uns zugerufen?

„Sehet da, ihr Bürger dieser Stadt, das Volk, das unter euch wohnet! Ich zeige euch seine Natur, seine Eigenschaften, seine Leidenschaft. Vielleicht kanntet ihr es nicht! Das Volk, oder vielmehr der Pöbel, er pflegt nicht zusammen aufzutreten. Ich habe ihn versammelt. Ihr habt ihn gesehen, habt ihn handeln sehen. Die Thaten charakterisieren die Menschen. Der Pöbel hat gewüthet; er hat sich nicht nur an Fensterscheiben, sondern an Menschen vergriffen. Mit Pflastersteinen hat er geredet. Ist solche Sprache nicht deutlich genug?“

So und in ähnlicher Weise könnte der 3. August zu uns reden. Er hat uns eine Lektion gegeben. Er hat sie zweimal wiederholt, damit wir dieselbe begreifen möchten. Er hat die Straßen mit Blut besleckt, Angst und Schrecken unter den ruhigen Bürgern verbreitet, mehr als einen unter die Erde, mehr als Hundert in die Gefängnisse gebracht, und noch nach vielen Tagen werden die Zuchthäuser davon zu reden wissen. Laßt es uns überlegen, was wir daraus hätten lernen können: Zählen wir die wesentlichsten Punkte auf!

1) Es wohnt eine ungeschlachte, rohe Masse von Volk unter uns; sie wird von Leidenschaften regiert; sie kennt nicht Vernunft, nicht Ehrfurcht vor dem Gesetz.

2) Dieser Zustand ist gefährlich für die Ruhe und Sicherheit der Stadt. Die Leidenschaften sind da. Es bedarf nur der Gelegenheitsursache, sie zu wecken. Dieser Zustand ist bleibend. Es ist möglich, daß morgen oder übermorgen ein Funke den vorhandenen Brennstoff entzündet.

3) Dieser Zustand stimmt nicht mit der gepriesenen Intelligenz und Bildung dieser Zeit. Oder sollten wir uns darin verthan haben?

4) Es begründet für diejenigen, welche Bildung, Macht und Gelegenheit haben, diesen Mißstand zu heben und diesen Krebs-schaden zu heilen, einen gerechten Vorwurf, wenn sie es nicht thun. Denn er widerspricht der Humanität, die uns eigen sein, der Religion, die uns befehlen soll. Was spricht diese?

„Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!“

Thun wir dieses, lieben wir den Nächsten wie uns selbst? Nein! Wenn wir es behaupten, so lügen wir daran. Die That spricht gegen uns. Und doch hat unsere göttliche Religion solches schon achtzehn Jahrhunderte von dem Menschengeschlechte verlangt. Die Religion ist keine Wahrheit geworden.

Was folgt daraus?

Antwort: Auf dem bisherigen Wege geht es nicht, ist es nicht gegangen, wird es nicht gehen. Soll es ewig so bleiben? Das wolle Gott verhüten!

Wir haben es gewollt, aber nicht mit den rechten Mitteln gewollt. Die gegen das Übel angewandten Mittel haben sich als unzureichend erwiesen.

Die Schule hat es gewollt; sie hat es nicht vermocht. Die Kirche hat es gewollt; sie hat es nicht vermocht. Der Staat hat es gewollt; er hat es nicht vermocht.

Der Staat an und für sich konnte es nicht. Er bediente sich der Schule und der Kirche. Aber warum beschwichtigen diese das Übel nicht?

Die Schule. Tausende von Kindern gehen in gar keine Schule, andere Tausende gehen so gut wie in gar keine, und wenn alle regelmäßig vom 6. bis zum 14. Jahre die Schule besuchten, es ginge doch nicht. Denn

1) die Schule hat es hauptsächlich und ganz mit dem Unterricht zu thun, und außerdem und teilweise auch mit der Erziehung durch Gewöhnung und Zucht. Aber keine Schule bewirkt die ganze Erziehung; das elterliche Haus, das Leben und alle anderen Momente haben auf die Erziehung einen größeren Einfluß als die Schule. Wo diese mächtigen Faktoren mit dem Streben der Schule nicht übereinstimmen, wenn sie nicht anders wirken, als bisher, so kann die Schule die Aufgabe nicht lösen. Daraus folgt schon, daß man sich auch an die Erwachsenen machen, nicht bloß Kinder erziehen und auf Kinder einwirken, sondern auch das Volk bearbeiten müsse.

2) Der Lehrstand steht zu tief, ist zu gedrückt. Es fehlt ihm an der Tiefe der Bildung, an der Kraft der Gesinnung, nämlich an der Kraft, die zur Lösung einer solchen Aufgabe vorausgesetzt werden muß. Denket nur an die vielen jungen, unerfahrenen Leute, die im Schulwesen thätig sind, an ihre tiefe, gedrückte Stellung im öffentlichen Leben! Solange man als Tagelöhner so viel, solange ein Pferd oder ein Ochse mehr verdient, als ein öffentlicher Lehrer und Erzieher, solange muß man sprechen: Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? Lehrer, die das Volk erziehen sollen, müssen die gereiftesten, thatkräftigsten, tüchtigsten Männer der ganzen Nation sein. Dieses sind unsere Lehrer nicht, können es nicht sein.

Die Kirche. Daß sie nicht alles vermag, weiß jeder. Die meisten Erwachsenen entziehen sich ihrem Einfluß; an den Kindern wirkt sie nur kurze Zeit und nur durchs Wort; sie beschränkt sich größtenteils aufs Predigen; die Predigten sind Kunstwerke, das Volk aber hat für Kunstwerke keinen Sinn. Wie wäre so Großes, als hier verlangt wird, eine Lebensumgestaltung von ihr zu erwarten? Die Erfahrung lehrt es, daß sie solches nicht vermag. — —

Und doch muß es geschehen. Wann soll es geschehen? Etwa in tausend und tausend Jahren? Das wollten wir zugeben? Wir wollen leben und sterben, ehe wir mit Sicherheit sagen können, wir haben das Unrige gethan, wir haben den festen Grund dazu gelegt? Die von unsern Vorfahren ungelöste Aufgabe wollen auch wir ungelöst lassen? Wir wollen ihre Lösung nicht einmal versuchen?

Das Christentum, zu dem wir uns bekennen, verlangt: Ihr sollt Eure Nächsten lieben, wie Euch selbst. Und wir ertragen die allgemeine Schmach, die darin liegt, daß wir uns offen ins Angesicht sagen, offen bekennen: Wir thun es nicht, wir wollen es nicht?

Wohl, der einzelne kann es thun, ich z. B. kann es, oder du, Leser, wer du sein magst. Es kommt nur auf deinen oder meinen festen Entschluß an. Aber wird das helfen? Ist das Übel ein einzelnes, oder ein allgemeines? Reichen die Kräfte des einzelnen hin, so Außerordentliches zu leisten? — Ich kann mein Geringes zum Besten der Armen hingeben; aber wird dadurch mehr als einem einzigen bleibend geholfen? und versetze ich dadurch nicht meine eigenen Kinder in die Lage, in Armut zu versinken, so daß ich dadurch das Übel nur ärger mache? Das gemeinschaftliche Übel muß durch gemeinsames Wirken beseitigt werden. Alle, namentlich die gemeinsamen Korporationen, unsere Magistrate, die, denen Gott Macht, Ansehen, Einfluß, Vermögen gegeben, sie müssen erklären: Wir wollen es, wir wollen den Nächsten lieben, wie uns selbst, und zwar von heute an, wir wollen solches gleich durch die That beweisen. Dieses ist das einzige Radikalmittel.

Überlegen wir die Zustände des Pöbels und die Quellen, aus welchen diese Zustände entstehen! Es sind folgende:

a. Die Armut. Der Hunger thut weh, und solange des Leibes Bedürfnisse nicht befriedigt sind, denkt der Mensch nur an sie. Er kann nicht anders. Die Armut erdrückt auch den mit edlen Anlagen ausgestatteten, aufstrebenden Menschen. Sie erniedrigt ihn, zwingt ihn zur Gemeinheit hinab. Soll es besser werden, so müssen wir die Armut verscheuchen! Solange dieses Ziel ein ungelöstes Problem bleibt, solange wird die Sittlichkeit auch kein allgemeiner Charakterzug der Menschheit werden. Mangel am Unentbehrlichsten und — Sittlichkeit sind Gegensätze, die sich in der Regel ausschließen.

b. Die Arbeitscheu, die Faulheit, der Hang zur Bettelerei. Diese großen Übel und Laster, sie entspringen theils aus der Armut, theils aus der Schwierigkeit, sich und die Seinigen zu ernähren, und diese theils aus dem Mangel fruchtbaren Bodens und dem ungeheuren Preis desselben, theils aus dem fast über allen Begriff und unter aller Verhältnismäßigkeit niedrigen Preise der Handarbeit, theils aus dem Mangel der sittlichen Kraft.

c. Der Mangel der sittlichen Kraft, hervorgehend aus schlechter Erziehung, namentlich der Macht schlechten Beispiels, aus dem Mangel des Ehrgefühls und des Gemeingeistes.

d. Die herrschende Gottvergeessenheit, das ruchlose Leben, das furchtbare Branntweinsaufen, die Genußsucht und die Liebe zum Luxus.

Mehr Quellen der Roheit und Gemeinheit der unteren Schicht der Gesellschaft brauchen wir nicht aufzuzählen. Sie erklären alles, und durch sie wissen wir, was wir zu bekämpfen haben. Anderes bezeichnen wir nachher noch, wenn wir die Heilmittel in nähere Erwägung ziehen. Diese fließen aus der einen christlichen Wurzel: Nächstenliebe. Zuerst müssen wir uns besinnen, ob wir uns dazu entschließen können und wollen. Wenn nicht, nun so lassen wir es gehen, wie es bisher gegangen, damit es so fortgehe, solange Gott will. Jeder sorgt dann, wie bisher, für sich selbst. Wenn ja, so laßt uns weiter darüber nachdenken! Denn dann geht es, so gewiß unsere gött-

liche Religion die Wahrheit verkündigt. Aber ohne sie geht es nun und nimmer. Also zuerst beantworten wir die Frage nach der praktischen Nächstenliebe mit Ja oder Nein. Nur in jenem Falle ist das Folgende mehr als leerer Wortschwall.

Nun nenne ich die Mittel zur radikalen Vernichtung des Böbels.

1. Organisiert die Masse!

Unsere Zeit ist in Wahrheit die Zeit der Negation, der Auflösung, Zerstörung und Vernichtung, auch in sozialem und realem Sinne des Wortes, gewesen. Die Herren Gesetzgeber haben es verstanden, alte Institutionen aufzulösen; aber sie haben es nicht verstanden, Positives, Reales an die Stelle zu pflanzen. Sie haben alles rasiert.

Wie glücklich waren die Bürger in jenen Zeiten, als jeder wußte, wem er angehörte, wer ihm angehörte, als noch jeder ein lebendiges Glied einer organisierten Korporation oder Association war, sei es einer Innung, einer Zunft, einer Gilde! Schon als Lehrling gehörte er ihr an, als Geselle nahm er Teil an ihren Beratungen, er hatte nicht bloß Pflichten, sondern Rechte, als Meister übte er Einfluß auf die Genossen, er verteidigte die Rechte seiner Gesellschaft, sein Wort und sein Beispiel stifteten des Guten viel, der Begriff der Bürgerehre entwickelte sich in seinem Herzen und die jährlich wiederkehrenden Feste waren die Glanzpunkte seines eifrigen Lebens. Was habt ihr an die Stelle dieser löblichen, notwendigen Einrichtungen gesetzt? — alles rasiert!

Und doch fühlt sich kein Mann auf Erden, der in der Gesellschaft lebt, befriedigt durch das System der Isolierung und des Separatismus. Er will wenigstens ein Rädchen sein in der großen Maschine, getrieben werden und treiben, nicht als atomistischer, sondern als organischer Teil eines gegliederten Ganzen. Ohne solche Gliederung und Zusammenscharung gleichartiger Kräfte, welche dieselbe Tendenz haben, existiert für den vom Gemeingeist noch belebten Mann kein Heil und kein Segen, es

fehlt diesem Geiste das Organ und der Leib, er irrt in der Wüste umher, brütet Nachtgedanken und Hirngespinnste, oder er verzehrt sich in den Gefühlen der Verzweiflung. Ohne sie verschwindet der Rest von Gemeingeist von ehemals aus der Welt; denn wo man nicht mehr wirken, wofür man nicht mehr thätig sein kann, dafür verliert man den Sinn. Der flachste Egoismus, der hohlste Kosmopolitismus tritt an die Stelle des Bürger sinns, der Bürgerehre und des Gemeingeistes. Und wie will man auf eine Bürgerschaft wirken, die nirgends in Organen und Gliedern erscheint?

Darum Organisation der Masse, Organisation des ganzen Volks, verständig und zeitgemäß. Ich nenne die Grundgedanken.

Jeder Bürger, hinab bis zum Tagelöhner, ihn mit eingeschlossen, muß einem kleinen geschlossenen Ganzen, einer Gesellschaft, einer Korporation — man nenne sie wie man wolle! — angehören. Man vereinige z. B. die Standesgenossen nach größeren und kleineren Kreisen, je nach dem Umfange und der Teilung der Städte. Hier hat jedes rechtlichaffene Glied der Gesellschaft Sitz und Stimme. Sie beraten die Rechte ihres Vereins, denken an die Vervollkommenung ihres Gewerbes und stehen einander bei in Rat und That. Ihre Beamten wählen sie unter sich nach freier Wahl und deputieren einen oder einige derselben in die Versammlung der Deputierten der einzelnen Versammlungen, damit sie ihren Stand vertreten. Wie in jedem Organismus giebt es auch im gesellschaftlichen oder socialen Organismus größere und kleinere, breitere und engere, tiefere und höhere Lebenskreise, Organe. —

Mit dieser Andeutung ist es genug. Alles andere findet sich von selbst. Aber nicht bloß die Handwerkerstände seien verbunden, sondern ebenfogut die Ärzte, die Lehrer, die Juristen, die Geistlichen &c.

Eine der wichtigsten Sorgen jedes Standes ist die, daß keines ihrer Mitglieder verarme. Darum ist es ein Verein zu Rat und That. Sie bauen vor, sie heben und helfen einander. Wo ihre Kasse nicht ausreicht, da schießt die allgemeinere Kasse

zu, und von dieser bis zur allgemeinsten. Allgemein angenommener, allgemein durchgeführter Grundsatz: kein Mensch soll des Notwendigsten entbehren: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Krankenkost. Wer so viel, als zum menschlichen Leben gehört, für sich und die Seinigen nicht erwirbt, dem wird so viel gegeben, als er haben muß, damit er ein Mensch bleibe und kein Tier werde. Arbeiten soll der Mensch, und jeder soll sein eigen Brot essen, aber keiner soll durch die Last der Arbeit zu Grunde gehen und vertieren. Wer den ganzen Tag, jahraus jahrein, auf dem Webstuhl sitzt, er vertiert*. Das soll keiner, und es ist eine Schmach für die Gesellschaft, wenn sie den einzelnen durch unglückliche Lage, die sehr oft eine Folge veränderter Gesetzgebung oder Welteinrichtung ist, dahin kommen läßt. Die Nächstenliebe verlangt noch viel mehr, als ich hier verlange; aber es sei mit der gestellten Forderung fürs erste genug: keiner

* Eine Stelle von F. H. Raymond folge zur Vergleichung:

„Der Mensch muß arbeiten, antworten wohlbesoldete Leute, die sich selbst nicht überarbeiten. Allerdings muß der Mensch arbeiten; das war das erste Strafurteil, das über sein verhängnisvolles Geschlecht gefällt wurde. Es hieß aber nicht, daß er nicht zugleich leben sollte. Er soll nicht leben bloß zum übermäßigen Arbeiten, sondern er soll nur arbeiten, damit er fromm und froh leben könne. Die Arbeit muß nicht das ganze Leben füllen; denn Arbeit ist nicht ohne Mühe, und sich abmühen heißt nicht leben. Arbeiten ist leben, wenn es gemäßigt ist, weil das wohlthuende Gefühl der Kraft die Arbeit überwiegt. Aber anhaltende, immerwährende, keine Ruhe gestattende Arbeit wird rein zur Qual.“

„Will jemand mehr arbeiten, als er zum eigenen Leben und zum Leben der Seinigen bedarf, so mag ihm das frei stehen. Er muß es sogar thun, um seine und ihre Zukunft zu sichern. Der Gedanke, daß er eine edle Pflicht erfüllt, die Aussicht einer ruhigen Zukunft trocknet ihm den Schweiß. Wenn er aber, ohne diese Hoffnungen, erfolglos und nur deshalb, weil die äußeren Umstände ihn dazu zwingen, sich erschöpfen muß, so ist ihm der Schweiß nur sauer; der Mensch wird abgestumpft, sein Leben ist nichts mehr als ein ängstlicher, peinlicher Traum, aus dem er nur durch den vor der Zeit herbeigeführten Tod erwacht.“

„Soll die Menge zur Religion zurückkehren, so muß sie der Sorge und der Arbeit nicht erliegen, sondern sie muß die gehörige Zeit zur Ruhe finden, damit sie die Gedanken auf etwas anderes, als auf die Kartoffeln für den heutigen Tag richten könne.“

leide Mangel an den zu einem menschlichen Leben unentbehrlichsten Bedürfnissen! Die Pflicht der Hülfe haben zunächst die Standesgenossen, und demnächst alle andern. Kein Armer wird geduldet! Von der, jede Gesellschaft entehrenden Bettelei kann gar keine Rede sein.

Aber da denkt ihr an die Taugenichtse unter uns und die Arbeitscheuen und Ehrlosen! Wie diese sich durch die philanthropisch-schwache und überschwengliche Gutmütigkeit der übrigen werden füttern lassen u. s. w.! — Freilich ist es ein schlimmes Ding mit ihnen. Aber auch jetzt ernähren wir sie, wir müssen sie ja doch erhalten, und wir besitzen die Mittel, ihre Zahl zu vermindern, sie gänzlich auszurotten!

Wir durchdringen durch unsere Organisation alle Korporationen mit dem Prinzip des Gemeingeistes und der Ehre; jedem preßt sich das Gefühl der Beschämung ein, wenn er sich nicht nach Kräften bemüht, eigenes Brot zu essen, wir treffen danach unsere Anstalten. Diese finden sich von selbst; denn wir sind im Besitze der besten Gedanken und Vorschläge, wenn nur der Leib geschaffen wird, in dessen organischer Gliederung der Geist ein passendes Organ findet. Mit dieser Organisation findet sich alles, was etwa noch Not thun möchte: Sittenpolizei, Ehrengerichte, Unterstützungskassen, Fortbildungsanstalten in technischer Hinsicht, Gelegenheit zur Mitteilung und Beratung über allgemeine Lebensinteressen u. s. w. Man gebe nur dem Grundgedanken die Ausdehnung, die ihm gebührt, und ziehe die aus ihm entspringenden notwendigen Folgen! Ich skizziere nur, gehe darum weiter.

2. Vollkommene Schulbildung: Unterricht und Erziehung.

Wie es mit unserem öffentlichen Volksschulunterricht aussieht, deutete ich oben schon an. Was läßt sich von einem Schulwesen erwarten, das nicht viel mehr ist, als ein Heck-, Klipp- und Winkelschulwesen? von einer Schulerziehung in den Händen von Privatunternehmern, denen es Sorge genug macht, sich und die Andern von ihrem Schulerwerb anständig dürftig zu er-

nähren? Von einem Schulunterricht, der sich für Tausende von Kindern, die des Unterrichts am meisten bedürfen, weil das Leben ihnen nichts Ähnliches mehr bietet, beschränkt auf die kümmerlich erlernten Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und des Katechismus? Von Schullehrern, deren Bildung oft so mangelhaft geblieben und deren Dienste geringer belohnt werden, als der Dienst eines Schreibers, eines Lakaien, eines Pferdes? — Widerlege diese Behauptungen, wer es vermag! Und zeige einer, daß diese Bildung ausreicht für das ungeheure Bedürfnis und die notwendige Erziehung der Kinder der Bürger der niederen Stände! Hier muß alles anders werden. Was man gethan hat, ist dankenswert; aber es befriedigt auch die mäßigsten Anforderungen nicht. O, ich kenne sie, die da sprechen: für den Pöbel und seine Kinder ist solches genug! der braucht nicht gebildet zu werden, sonst wird er übermütig — dagegen muß man die Knute häufiger in Anwendung setzen! Aber von solchen und zu solchen spreche ich nicht; denn ich hasse sie.

Wollt ihr den Zweck, müßt ihr die Mittel wollen? Eins dieser Mittel, eins der wichtigsten, ist Anbildung der zu einem nützlichen und thätigen Leben unentbehrlichen Kenntnisse — Entwicklung der Selbstthätigkeit und der Kraft von Jugend auf durch geistbildenden, erregenden, kräftigenden Unterricht — Gewöhnung an Zucht, Ordnung, Fleiß, Gehorsam, Pietät — Einflößung des Abscheus vor Faulheit, Bettelerei, Gemeinheit — Erziehung zu einem menschenwürdigen, ehrenhaften, selbständigen Leben. Diese großen, unmeßbar wichtigen Zwecke verfolgt die öffentliche Schule durch Unterricht und Zucht. Sollen sie erreicht werden,

a. so dürfen nur erfahrene, einsichtsvolle und kenntnisreiche, pädagogisch gebildete, thatkräftige Männer, welchen der Gedanke der Volks- und Menschenbildung zu einem Eigenthum des Charakters geworden, zu Erziehern des Volkes bestellt werden, und man muß sie nach ihrem großen Verdienste und ihrem mühseligsten aller Geschäfte auf dem weiten Erdenrunde belohnen. Denke man sich die Größe und Schwierigkeit ihrer Aufgabe! Wer das, weil die Erfahrung ihm abgeht, nicht kann, der mache

von der Schwierigkeit, die er bei der Erziehung eines oder einiger eigenen Kinder, in dem Besitze aller Mittel, erlebt hat, einen Schluß auf die Aufgabe, welche die Volksschullehrer zu lösen haben: 50, 100 und mehr Kinder aus den gemeinsten Lebenskreisen zu erziehen und zu bilden — zu Menschen, Bürgern, Christen!

b. Alle Kinder, ohne irgend welche Ausnahme, müssen eine vollständige Schulbildung genießen, also vom 6. bis zum vollendeten 14. oder 15. Jahre unausgesetzt die öffentliche Schule besuchen, bei hellem lichten Tage, nicht bei Nacht und Nebel, nicht in einzelnen Stunden. Diese Zeit von 8 Jahren muß ausschließlich zur Bildung der Kinder verwandt werden. Kein Kind darf in dieser Zeit der Schule entzogen werden, keines darf in Fabriken arbeiten, keines ans Spinnrad gestellt werden.

Es geschieht um der Kinder willen, die Menschen sind und Menschen werden sollen, es geschieht um des öffentlichen Lebens willen, für das sie erzogen werden.

Wer kein Schulgeld bezahlen kann, bezahlt keines. Wer die Lehrmittel nicht anschaffen kann, dem werden sie gegeben. Wer seine Kinder zum Broterwerb benutzen will, weil er es muß, dem wird der traurige Lohn, den Kinderhände verdienen können, reichlich ersetzt. Einem Kinde die frohe, freie Jugend nehmen, heißt ihm das Leben nehmen, nämlich alle Bedingungen eines selbständigen, freien, tüchtigen Lebens. Das Kind gleicht einem jungen Baume. Zwingt man diesem durch allerhand Künste in einer Periode, die nur dem Wachstum und der Blüte gewidmet sein sollte, Früchte ab, es bleiben elende, jämmerliche Früchte, und das Bäumchen verkrüppelt.

c. Mit dem vollendeten 14. oder 15. Jahre darf der Schulunterricht, die öffentliche Erziehung, nicht aufhören, sondern sie muß, wenn auch in verminderter Stundenzahl, fortgehen.

Ein 14jähriger Mensch ist ein Kind an Einsicht und Kraft, wie an Jahren. Mögen nun viele zu Handarbeiten übergehen, die Arbeit an ihren Seelen darf nicht aufhören. Denn nun

kommen die einflußreichsten, gefährlichsten Zeiten! Und gerade in ihnen wollte man den jungen Menschen sich selbst oder dem Zufall, der Gemeinheit des Lebens und der Verführung überlassen? Das wäre, gelind gesprochen, thöricht gehandelt. Das hieße anfangen, aber nicht vollenden. Darum in allmählich abnehmender Stundenzahl fortgesetzten Unterricht und weitere Übung der geistigen Kraft! Nun sind die wichtigsten Unterrichtsgegenstände: Religions- und Sittenlehre, Einprägung sittlicher Grundsätze und Charakterbildung, die Lehre von den Pflichten und Rechten der Bürger, von dem Verhältnis der Bürger zur Obrigkeit und zu dem Staate, Kenntniss der Gesetze des Landes im allgemeinen, der Strafgesetzgebung im besonderen und des öffentlichen Lebens überhaupt.

Das will mehr besagen und bedeuten als der bisherige allgemeine Schul- oder Kleinkinderunterricht, als die Fertigkeiten im mechanischen Lesen und Schreiben und im unverstandenen Lernen des Katechismus! Vor dem Mündigkeitsalter darf kein Mensch von den Anstalten der öffentlichen Erziehung und Bildung sich lösen! Mit diesem Alter tritt er als selbständiges Mitglied in jene organisierten Lebenskreise ein, diese freien, lebenslänglich fortwirkenden Bildungsinstitute! In dieser Weise ist das ganze Leben eine Schule der Bildung! Dann wird es besser, radikal. Wollt ihr den Zweck, müßt ihr die Mittel wollen!

Praktische Durchbildung des ganzen Volkes, aller Stände! Ohne dieselbe ist und bleibt die Lobpreisung unserer hochgestiegenen Kultur eine Prahlerei! Nur allgemeine Kultur schützt vor Neuerungsucht, indem sie den Sinn für Reformen erweckt. Roher Pöbel unterliegt dem Konflikte zweier Faktoren: Macht des Herkommens in Sitten, Gebräuchen und Beschäftigung und — sinnliche Wildheit. Jener fettet ihn an das Bestehende, dieser macht ihn neuerungssüchtig. Das Betragen des Pöbels variiert je nach der Verschiedenheit des Verhältnisses dieser Einflüsse. Die Bildung oder die Reflexion schwächt beide Faktoren und macht dadurch zu weiterer Entwicklung fähig und empfänglich. Der Gebildete übt seine Kritik an dem Bestehenden; darum liebt er das Fortschreiten, die Entwicklung. Aber der Blick auf Vergangen-

heit und Zukunft, der dem rohen Menschen fehlt, schützt ihn vor der Begierde nach wilden Neuerungen und Destruktion. Darum Durchbildung der Massen durch Schul- und Lebensgemeinschaft.

3. Mitwirkung der Kirche.

Unsere göttliche Religion enthält alles. Wer sie nicht schätzt, der gehe in die Höhlen des Unglücks, wo Menschen schmachten, und frage sich, ob irdische Mächte imstande sein werden, den Sterblichen aufrecht zu erhalten. Nichts als die Religion, nichts als das Christentum. Denn daß es hier nicht mit einer Naturreligion, mit dem Stoizismus, der allenfalls auf dem Schlachtfeld oder in Bürgerkriegen, wo die Thatkraft gilt, ausreicht, daß nur die Religion des Kreuzes die geängstigten und zerشلagenen Menschenherzen tröstet und beruhigt, das liegt auf flacher Hand. Und wenn wir fragen, welche Menschen in diesem Unglück sich an diesen Anker anflammern und welche ihn verschmähen, so werden wir in der Regel die Ursachen dieser verschiedenen Erscheinungen in der Verschiedenheit der ersten häuslichen Erziehung, die ihnen zu Teil wurde, entdecken. Die Unüberwindlichkeit der ersten Eindrücke, wenn auch oft durch ein späteres wüßtes Leben unterdrückt, lernt man hier erkennen, wenn man sie an sich selbst nicht kennen gelernt hat: den ewigen Segen einer frühen, gottesfürchtigen Erziehung, die Kraft des Beispiels einer frommen Mutter. Man versuche es, Alten, denen dieses in der Jugend nicht wurde, beizukommen: in zehn Fällen gelingt es nicht einmal.

Rührend und erhebend ist es zu sehen, welche Kraft der Glaube an die Wahrheit des Evangeliums dem Christen im Unglück verleiht. Eine Frau verliert durch plötzlichen Tod ihren Mann und mit ihm den Versorger und die Stütze ihrer Familie. Der Wohlstand verschwindet und die Armut umringt sie mit ihren Schauern und Schrecken. Sie greift zu dem einzigen Mittel, das ihr übrig bleibt, sich und ihre Kinder zu ernähren: Handarbeit, die sie in früher Jugend erlernt hat. Aber der Verdienst reicht nicht hin. Was soll sie aufrecht halten, was hält sie aufrecht in den kalten Tagen und langen Nächten? Die Religion, das Psalmbuch, das Gesangbuch, die Bibel. Die un-

willkürlich herabströmenden Thränenfluten trocknet sie mit den Sprüchen des ewigen Lebens, und der Glaube an den, der gesagt hat, daß der Vater im Himmel selbst den Sperling auf dem Dache bedenke, hält sie aufrecht. Es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Außerdem macht der einzige Grundsatz: allgemeine Nächstenliebe, die Religion zu einer göttlichen. Aber die Kirche muß praktischer wirken, als bisher. Dieses Wort ist von umfassendem Inhalte. Ich kann ihn hier nicht nach allen Seiten darstellen; aber ich kann einiges beifügen.

Der bisherige Katechumenenunterricht, wie die Mehrzahl der Volksjugend ihn empfängt, es ist Kinderwerk. Welches Kind faßt im 14.—16. Jahre den Inhalt der Religion? Wie kann der gewöhnliche Katechismusunterricht so große Dinge thun? Wer es behauptet, dem halte ich die Erfahrung, die das Gegentheil beweist, vor die Augen. Die Geistlichen müssen an der fortgesetzten Bildung der Jugend thätigen Anteil nehmen. Mit der Ablegung eines Glaubensbekenntnisses ist es nicht genug. In den Jahren der Versuchung soll die Religion dem Menschen eine feste Stütze werden; sie soll eingehen in seine Grundsätze, in sein Leben.

Die Predigten müssen praktischer werden. Oben bezeichnete ich eine ihrer Einseitigkeiten, indem ich sie Kunstwerke oder Kunstprodukte nannte. Die Geistlichen selbst machen solche Anforderungen an sich selbst, ein Teil des Publikums thut es. Aber das ist unendlich verkehrt. Wer Erbauung sucht, den stößt schon die Form des Kunstwerkes ab. Für das Volk ist ein solches ganz ungenießbar. Über die Herrlichkeit der Kirche braucht man nicht in hohen Redensarten und mit dem Prunk einer exaltierten Beredsamkeit zu deklamieren. Zeigt die Herrlichkeit der Kirche dem Volke dadurch, daß ihr es glücklich macht, indem ihr es dem Schmutz und Elend des Lebens und der Gemeinheit der Umgebung und der Gesinnung entzieht! Dann fühlt es praktisch die Erhabenheit derselben, und der Glaube an die weltumgestaltende Macht der Religion und die Erhabenheit der Gesinnung ihrer Diener wird dann wahrlich nicht ausbleiben.

Ihr müßt praktischer werden! Eure Missionsanstalten kann ich nur preisen, wenn ihr aufhört, dadurch die Aufmerksamkeit und den Sinn der Teilnehmer von unsern Zuständen abzulenken und ins unbestimmte Weite hineinzutreiben, und wenn ihr uns dadurch nicht die Mittel entzieht, auf welche zunächst die armen Menschen unter uns Ansprüche haben. Es ist meist ein ins Weite gehendes, unbestimmtes, unsicheres Treiben, das für Menschen sorgen will, die Tausende von Meilen von uns entfernt leben. Haltet euch an unsere Nähe, an das Elend unter uns, vor unseren Thüren, innerhalb unserer Stadt, prägt unseren Heiden die Grundsätze der Religion und der Tugend ein und helfet sorgen, daß sie in eine äußere Lage kommen, welche man in Wahrheit als einen für so hohe Dinge empfänglichen Boden ansehen kann! Das ist notwendiger, sicherer, praktischer. Wenn dieses geschehen ist, dann!*

* Der Unparteilichkeit wegen finde die Anmerkung, welche die evangelische Kirchenzeitung zu obigem Passus macht, hier eine Stelle. Man vergleiche und behalte das Richtige! Beide Ansichten schließen einander auch nicht aus.

„Es wird ihnen (den Missionsfreunden) der Vorwurf gemacht, daß sie durch ihre Missionsthätigkeit die heimische Wohlthätigkeit paralysiren, wenigstens schwächen. Der Vorwurf ist sehr kühn; denn man will bisher überall die Erfahrung gemacht haben, daß die Missionsfreunde am meisten für die heimischen Armen thun, und daß sich die Gegner der Missions Sache auch am wenigsten um die heimische Not kümmern. Und wenn dann die Missionsfreunde jedenfalls in Reihe und Glied stehen mit den Gegnern ihrer Sache, was heimische Wohlthätigkeit anlangt, so bleibt es immer sehr niedrig von den letzteren, daß sie sich anmaßen, über die freien und höheren Liebeswerke der ersteren eine neidische Kontrolle zu führen. Was immer ein höherer Schwung und Blick christlicher Liebe dem Herrn opfert, davon heißt es immer: dies Geld hätte besser mögen den Armen gegeben werden! — Er (ich) ist immer der Meinung (?), erst müßten alle unsere einheimischen Heiden bekehrt werden, bevor man an die Bekehrung der auswärtigen denken dürfe. Nun, das wäre doch kläglich, wenn die Edlen unter den Heiden, die Menschen der Sehnsucht, die ein weißes Erntefeld sind für die Predigt des Evangeliums, alle vergebens warten sollten auf das Evangelium, weil es vielen in der alten Christenwelt nicht gefällt, sich zu bekehren. Dann könnten diese mit ihrem Unglauben, mit ihrem ewigen Widerstreben wider die Wahrheit den heilsbedürftigen oder empfänglichen Heiden seelen den Trost und das

4. Mitwirkung des Staates.

Von Armenianstalten (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) spreche ich nicht. Sie hören auf, sie müssen aufhören. Sie stehen auf dem Grundsatz der Wohlthätigkeit. Dieser Begriff wird nicht mehr existieren. Denn fortan gebe der, der hat, nicht aus Barmherzigkeit, sondern um der Gerechtigkeit willen! Wir errichten Hilfskassen, deren Einnahme sich nach dem Bedürfnis, nicht nach unsern Launen richtet. Die Staatskasse macht es auch so. So und soviel muß ich haben, spricht sie, damit alles ordentlich bestehe. Derselbe Grundsatz gilt für alle Kassen, die für das menschenwürdige Leben aller sorgen. Das Prinzip der Besteuerung der zu leistenden Beiträge wird sich schon finden. Man muß nur erst den Grundsatz selbst festhalten: Alle sollen leben wie Menschen. Daraus folgt die Mitwirkung des Staates, d. h. aller Glieder desselben von selbst. Es ist eine Thorheit und ein Beweis unserer Jämmerlichkeit, alles der Regierung aufbürden wollen. Wir sind auch Staat, wir sind auch Volk. Es ist eine Angelegenheit aller.

Aber doch können die Obrigkeit, die Magistrate, die Stadtverordneten unendlich viel zur Realisierung der Umgestaltung unseres Lebens beitragen. Ja von ihnen ist die Aufnahme einer

Licht des Himmelreiches für immer entziehen. — Wer nur nicht mit einem besonderen Aberglauben auf die wunderbare Zivilisationskraft des Geldes rechnet, wer nur nicht meint, den Armen das Evangelium predigen, wie weiland Christus that, sei vergeblich; erst müsse das Volk in eine bequeme äußere Lage gebracht werden, um für so hohe Dinge empfänglich zu werden — wer nur nicht allzu materialistisch denkt über die Bedingungen der Menschenbildung, der wird einsehen, daß durch alle Opfer für die christliche Missionsfache unsern heimischen Bedürfnissen nicht das mindeste entzogen wird.“

Desto besser! Und nur dann, wenn dieses im strengen Sinn des Wortes wahr ist, ist die Mahnung überflüssig, zuerst mit sicheren Mitteln an der Vervollkommenung aller Verhältnisse, der äußeren wie der inneren, unserer Heiden zu arbeiten, ehe wir uns in die Weite und Breite ausdehnen. Das Sammeln der ganzen Kraft in kleinem Raum scheint auch hier die höchste Weisheit zu sein, besonders da sie bisher nicht hinreichend gewesen, den Feind total zu schlagen. Thut man das eine ganz, so möge man das andere nicht lassen!

neuen Idee zuerst zu erwarten. Denn in ihnen soll die Intelligenz, die Humanität, die Aufopferung leben: Und leider sind wir daran gewöhnt, daß von ihnen alles, von uns nichts ausgeht. Was steht ihnen zu?

a. Aufnahme des allgemeinen Grundsatzes der allgemeinen praktischen Menschenliebe und Durchführung desselben, besonders durch ihr ergreifendes Beispiel.

b. Organisation der Massen nach Stadtbezirken und Ständen oder nach anderer Teilung.

c. Entwicklung des Prinzips der Bürgerehre und des alles durchdringenden Gemeingeistes.

Schaffend und umgestaltend wirkt der Geist. Wo er waltet, da entsteht Leben, und wo Leben ist, da ruft es neuen Geist hervor. Lebendiger Geist und geistvolles Leben! Darum Gemeingeist! Gelingt es uns, ihn wieder aufzuwecken, der durch die Atomistik der Korporationsverhältnisse größtenteils verschwunden ist, dann wird alles neu! Ohne ihn ist nichts möglich! Darum ist die Aufgabe, ihn wieder ins Leben zu rufen, der Probleme der Zeit höchstes, erhebendstes! Solches ist aber unmöglich ohne unmittelbare Thätigkeit aller Bürger an der Gestaltung des Gemeinwesens in kleineren und größeren Kreisen, je nach dem Stande und den Gaben der einzelnen — unmöglich ohne freie Beratung der verschiedenen Glieder des Staatsorganismus — unmöglich ohne Veröffentlichung aller allgemeinen Angelegenheiten des städtischen, des Gemeinde- und des Staatslebens — unmöglich ohne großartige Veranstaltungen des öffentlichen Lebens in erhebenden, begeisternden Nationalfesten!!!

Was hat oder besitzt denn unser Volk, das fähig wäre, es aus der gewöhnlichen Richtung engherzigen Philistertums und sinnlicher Genußsucht herauszureißen? Nennet mir doch die großen Feste, die wir feiern, die Höhepunkte unseres Lebens im Kreislaufe des Jahres! Sind es etwa eure Motten-, Mücken-, Fliegen-, Fisch- und andere tierische Feste? Sehet, an diesem einen Beispiele könnt ihr lernen, wenn ihr es noch nicht wisset, was wir haben und was uns fehlt! So tief sind wir gesunken, daß wir auch nicht ein einziges allgemeines, von Ideen belebtes

Fest mehr haben! Und nun klagt man über den Mangel des Gemeinfinnes, als ob das Verschwinden desselben ein Wunder wäre! Wundern muß man sich nur, daß wir noch nicht tiefer gesunken sind! Denn von den Pferderennen und von der Tierchau werden wir doch wohl keine Wunderwirkungen erwarten.

Allerdings ist tadeln leichter, als besser machen, und unschwerer zu sagen, wo der Schuh drückt, als einen zu machen, der nicht drückt. Auch lassen sich, wenn man einmal die Zeit lebendiger Ideen unbenutzt hat untergehen lassen, solche Ideen nicht leicht erfinden. Aber sie werden schon mit der Organisation der Massen wieder auftauchen. Denn der Mensch liebt es, sich zu ihnen zu erheben. Auch jetzt sind sie da; aber der Hebel fehlt, durch den sie belebt oder praktisch gemacht werden könnten. — Ich habe meine Pflicht erfüllt, wenn ich die Feier eines allgemeinen Festes vorschlage. Ihr mögt dann die andern nennen, womöglich bessere! Wir wollen eure Vorschläge mit Dank aufnehmen.

Feiern wir alljährlich ein Jugend- und Frühlingsfest! Die Jugend ist die Hoffnung, der Stolz der Nation. In ihr erblicken wir unsere Zukunft. Von ihrer Bildung, in körperlicher wie in geistiger Hinsicht, hängt der Ruhm des Vaterlandes ab. Überzeugen wir uns darum alljährlich von dem Gedeihen der Jugend!

An einem schönen Maitage zieht die ganze schulpflichtige Jugend beiderlei Geschlechts, von ihren Bildnern geführt, ins Freie, auf einen Platz, wo fünfzigtausend Menschen Raum haben. Gesang, Musik und Laubschmuck fehlen nicht! Alles gegliedert und geordnet! Nun beginnt die Menschenchau, und wir weiden uns an der körperlichen Schönheit, dem rüstigen Aussehen, den funkelnden Augen der Jugend aller Stände. Dann folgen die mannigfaltigsten körperlichen Übungen und Spiele. Die Sieger werden bekränzt. Und so weiter! Denket das Übrige dazu! Das ist ein Volksfest im umfassenden Sinne des Wortes, ein Jugend- und Naturfest, ein Fest der schönsten Hoffnungen; denn es verbürgt uns eine heitere Zukunft, dem Vaterlande eine ewige Blüte.

Von der wirklichen Feier eines solchen Festes giebt die „Beschreibung des am 1. Weinmonat zu Burgdorf gefeierten Turnfestes für Knaben und Mädchen nebst der zur Eröffnung desselben gehaltenen Rede. Bern 1836“ eine erfreuliche Kunde. „Warum,“ sagte der Festredner, „ist ein solches (Kinder- und Jugend-) Fest uns so hoch und wert? Die hohen Güter des Lebens, die wir errungen, was Tiefes wir gefühlt, was Hohes wir gedacht, welche Erfahrungen, oft schwer erkaufte, wir im Leben gemacht haben: alles suchen wir wie ein Samenkorn in das Leben unserer Kinder einzusäen, daß es mit verjüngter Kraft in ihnen keime, sprosse und wachse. Ja, die Jugend hat den Beruf, das, wofür unser Herz erglühte, fortzubilden, dem Ziele der Vollendung näher entgegenzuführen. Darum, in der Jugend haben wir unsere lebendige Unsterblichkeit hier auf dieser unserer Erde. Und darum ist auch uns Erwachsenen ein Jugendfest so hoch und wert.“

Hier breche ich ab. Was kann es fruchten, den dargelegten Grundgedanken noch weiter zu entwickeln, so lange die Gewißheit nicht vorliegt, daß er zur Realität gelangen werde? Auch weiß ich sehr wohl, daß es noch mehrere untergeordnete, aber gleichwohl sehr wichtige Mittel, z. B. Kolonisationsversuche im großen in unbewohnten Erdstrichen, giebt, die untere Schicht der menschlichen Gesellschaft zu lichten und zu heben; aber die Betrachtung derselben gehört nicht hierher, stellt sich auch mit Notwendigkeit von selbst ein, sobald wir das oben empfohlene Lebensprinzip annehmen. Deshalb habe ich im allgemeinen für jetzt nichts weiter zu sagen, als:

„Keine Eiche fällt von einem Streiche“.

Aber dennoch mußte — soll sie fallen — sicherlich der erste Hieb geschehen.